

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Die allgemeine deutsche Gewerbeausstellung zu Berlin.

Wie unsere Leser wissen, wird eine deutsche Gewerbeausstellung für das Jahr 1888 in Berlin geplant. Wir haben uns schon mehrfach gegen dies Projekt ausgesprochen, und für eine große Weltausstellung, die baldmöglichst in Berlin stattfinden möge, plaidirt.

Nun werden von vielen Seiten Bedenken gegen eine solche Gewerbeausstellung geäußert, die eine förmliche Agitation gegen dieselbe hervorgerufen haben, aber bei uns nicht zu Gunsten einer Weltausstellung, sondern überhaupt, um jede Ausstellung in Berlin zu verhindern. Solcher Agitation lassen wir natürlich unseren Widerstand gegen die nationale deutsche Ausstellung in Berlin fallen, da dieselbe uns doch immer noch schmerzlicher erscheint, als gar keine.

Werkwürdig aber ist es, daß die Gegner der Ausstellungen überhaupt die geplante deutsche Gewerbeausstellung in Berlin mit Argumenten bekämpfen, welche durch die Abhaltung einer internationalen Weltausstellung zuwiderlaufen.

Einer der berufenen Gegner aller allgemeinen Ausstellungen in Berlin scheint der J. W. Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“ zu sein, der erklärt, daß die Opposition gegen die geplante Ausstellung auf „ernste Gründe“ zurückzuführen sei.

Ein „Hauptgrund“, der gegen solche allgemeine Ausstellungen spreche, ist, nach Ansicht des Herrn Korrespondenten, daß dort den Ausstellern nur geringe Gelegenheiten gewährt werde, aus der Beobachtung der Produkte der Konkurrenz die Anregung zur Vervollkommnung der eigenen Produktion zu entnehmen; dies würde auf besonderen Fachausstellungen wirksamer erreicht. Als ob es darauf im Wesentlichen anläge? Nicht die Konkurrenz im eigenen Lande zu besiegen, sondern die auswärtige Konkurrenz zu paralytisiren und den Export zu heben, darauf kommt es an. Dazu muß man aber auf einer Weltausstellung die Produkte der auswärtigen Konkurrenten studiren, um den Erfolg dagegen auch im Auslande konkurriren zu können.

Als ganz werthlos aber betrachten die berühmten, leistungsfähigen Firmen solche nationale Ausstellungen, weil sie dort nichts lernen können und ihnen auch an der dortigen Prämimirung, die ja gewöhnlich auf Massenproduktion hinausläuft, gar nichts gelegen ist.

Wahrscheinlich! Aber was beweist das? Diese leistungsfähigen nationalen Firmen können nichts von ihren nationalen Konkurrenten lernen, aber vielfach und Vieles noch

von den internationalen, von den ausländischen Konkurrenten, was ihnen in der That auch noth thut. Die Prämimirung auf den großen Weltausstellungen hat auch schon einen ganz anderen Werth, als die auf den lokalen und nationalen Ausstellungen. Alles das also, was hier gegen eine nationale Ausstellung spricht, das ist geeignet, für eine Weltausstellung den Ausschlag zu geben.

Als Anregung zur Betheiligung an einer Ausstellung, so meint dann noch der Korrespondent der „Allg. Ztg.“, bleibt also nur noch die Aussicht übrig, dem Absatz neue Quellen zu erschließen. Aber darin hätten die Ausstellungen sich nicht bewährt. — Das ist ganz bestimmt richtig, daß lokale, nationale und auch Fachausstellungen nicht geeignet sind, dem Absatz neue Quellen zu erschließen! Aber was der Korrespondent hier diesen Ausstellungen zum Vorwurf macht, das trifft doch bei den Weltausstellungen nicht zu, im Gegentheil, es dient gerade dazu, die Weltausstellungen zu empfehlen, da sie geeignet sind, neue Absatzgebiete zu schaffen. — — —

Die Konkurrenz im eigenen Lande ist gewiß groß genug und es ist deshalb sicherlich nicht nöthig, diese Konkurrenz, die Glend genug hervorbringt, noch zu stärken, aber die Konkurrenz zu heben, welche der auswärtigen Produktion gemacht werden muß, um neue Absatzgebiete zu erwerben, ist doch, meinen wir, Pflicht jedes Patrioten. Und auch da stoßen wir sofort wieder auf eine Weltausstellung.

Die anderen Vortheile derselben haben wir in diesem Blatte schon hervorgehoben: den feindlichen Wettkampf im Gegensatz zu dem blutigen Kriege, das gegenseitige „Sich-begreifen-lernen“ der einzelnen Nationen, das „Sich-näherrücken“ derselben bei friedlichen Unternehmungen — alles das bewirkt, daß die Nationen sich mehr achten lernen, daß die störenden nationalen Gegensätze mehr und mehr aufhören und daß dann die Kriegslust unter den Nationen nach und nach verschwindet.

Diese Kulturmission der Weltausstellungen sollten auch wir Deutschen wahrlich im Auge halten! —

Daß wir aber, da Deutschland und Berlin die nächste Weltausstellung wieder einmal veräußert hat, nun doch noch für eine deutsche nationale Ausstellung in Berlin, die einen viel geringeren Nutzen hat, uns entscheiden, sie besonders dem Nichts vorziehen, hat seinen Grund darin, daß wir jede wirtschaftliche und künstlerische Bewegung der Stille vorziehen, da jede Bewegung neues Leben schafft. Außerdem aber kommen die etwaigen Verluste, die den Einzelnen treffen, doch wiederum anderen Elementen im eigenen Lande zu Gute, so daß nichts verloren geht.

„Dann aber auch entscheiden wir uns gern für eine größere

Ausstellung in Berlin, weil der partikularistische Neid anfängt sich zu regen.

Der Korrespondent der Münchener „Allg. Ztg.“ hat augenscheinlich von dem liberalen Abgeordneten Bachem etwas gelernt, der Berlin seiner Zeit den „Bastardkopf Deutschlands“ nannte, der alle Kräfte aus dem übrigen Deutschland aufsaugt. Der Herr Korrespondent will das Uebergewicht Berlins nicht noch mehr verstärken; dieses Uebergewicht aber vollziehe sich nicht unwesentlich auf Kosten des übrigen Landes, aus dem Berlin stetig Kapital und Arbeit ziehe, deshalb blicke das Land nicht mit großer Sympathie auf Berlin.

Daß die Häuser und Straßen in Berlin elegant sind, worüber sich der partikularistische Korrespondent der „Allg. Ztg.“ besonders aufhält, so ist dies, verbunden mit den vielen anderen Schönheiten, welche des Deutschen Reiches Hauptstadt aufweist, doch nur ein Grund mit dafür, Berlin zum Orte einer großen Ausstellung zu erwählen. Oder haben die Berliner jemals darüber gemault, wenn in München eine größere Kunstausstellung stattgefunden hat? Gerade die Münchener mögen sich beruhigen. Berlin wird jetzt schon von München aus mit Bier überschwemmt und wenn der partikularistische Korrespondent glaubt, daß nur der Berliner Geschäft bei der Ausstellung mache, so irrt er sich gewaltig, da die Münchener Brauer auch bei dieser Gelegenheit das Fett von der Suppe schöpfen werden. — —

Partikularistische Bedenken gegen die nationale Ausstellung in der Hauptstadt des Reiches sind gerade geeignet, andere Bedenken niederzuschlagen und so wünschen auch wir, daß die Bewegung für eine solche Ausstellung rüstigen Fortgang nehme, da an eine Berliner Weltausstellung leider vorläufig nicht zu denken ist.

Politische Uebersicht.

„Obwohl das Börsensteuergesetz erst am 1. Oktober d. J. in Kraft treten soll, ist man, nach Mittheilung der offiziellen „B. B. N.“, in den betheiligten Ressorts angelegentlich damit beschäftigt, die für die Durchführung desselben wesentlichen Vorbereitungen, Ausführungsanweisungen u. s. w. zum Abschluß zu bringen. Denn es liegt offenbar im Interesse sowohl der Beamten, welche jenes Gesetz handhaben, als des Publikums, welches nach demselben richten soll, zeitig genug mit den Ausführungsanordnungen bekannt zu werden, daß sie sich völlig damit vertraut machen können, bevor das Gesetz selbst zur Anwendung gelangt. Da das Gesetz nicht aus der Initiative der Regierungen hervorgegangen ist, haben selbstverständlich auch diejenigen Vorbereitungen im Voraus nicht getroffen werden können, welche anderenfalls es ermöglichen, dem Gesetze die Vollzugsanordnungen auf dem Fuße folgen zu lassen; um so energischer

damals den Stock abgekauft, auf ein Haar; aber dann ein so vornehmer Herr, ein Graf, es war ja doch nicht möglich, nicht denkbar, und ich selber stand auch so verduzt und wußte mir so gar keinen Rath, daß die beiden Herren mich dann stehen ließen und weiter gingen. Sie hielten mich wohl für verrückt, ich glaube wenigstens, der Eine von ihnen sprach etwas, das so klang; aber ich begriff nicht einmal den Sinn gleich und war gar nicht im Stande, ihnen zu folgen. Wozu auch, was in der Welt hätte ich machen wollen?“

„Nun, wie hieß er?“ fragte der Notar.
„Der lange Herr wurde böse und glaubte auch wohl, ich wollte betteln; auch der Andere schien nicht besonderer Laune und sah dabei sehr vornehm aus. Aber er nannte mir selber seinen Namen.“
„Und...“
„Er hieß Graf Rauten.“
Der Notar sprang wie von einer Ratter gestoßen in die Höhe und von seinem Stuhl empor.
„Graf Rauten?“ wiederholte er und starrte den Sprecher dabei ganz verduzt an. „Sie haben sich doch nicht verhört, junger Mann?“
„Verhört?“ sagte Karl wehmüthig. „Auge und Ohr sah ich jede Silbe, die er sprach, und wenn ich hundert Jahre alt würde, den Namen könnte ich nun und nimmer wieder vergessen.“
„Graf Rauten“ — wiederholte der Notar, als ob er die Worte in einem Tranne nachspräche.
„Das stimmt“, sagte aber Semmelin jetzt. „Graf Rauten und Herr von Schaller gingen vorhin an meinem Fenster zusammen vorüber, und der Baron ist mein wegen ein sehr langer Herr. Der war jedenfalls mit ihm zusammen.“
„Und wie wurde es weiter?“ fragte jetzt der Notar, der die Blicke des jungen Mannes in äußerster Spannung betrachtete.
„Ja, weiter“, sagte Karl gedrückt — „was konnte ich weiter thun? Er glück allerdings dem Ranne, der mir

damals den Stock abgekauft, auf ein Haar; aber dann ein so vornehmer Herr, ein Graf, es war ja doch nicht möglich, nicht denkbar, und ich selber stand auch so verduzt und wußte mir so gar keinen Rath, daß die beiden Herren mich dann stehen ließen und weiter gingen. Sie hielten mich wohl für verrückt, ich glaube wenigstens, der Eine von ihnen sprach etwas, das so klang; aber ich begriff nicht einmal den Sinn gleich und war gar nicht im Stande, ihnen zu folgen. Wozu auch, was in der Welt hätte ich machen wollen?“
„Nun, wie hieß er?“ fragte der Notar.
„Der lange Herr wurde böse und glaubte auch wohl, ich wollte betteln; auch der Andere schien nicht besonderer Laune und sah dabei sehr vornehm aus. Aber er nannte mir selber seinen Namen.“
„Und...“
„Er hieß Graf Rauten.“
Der Notar sprang wie von einer Ratter gestoßen in die Höhe und von seinem Stuhl empor.
„Graf Rauten?“ wiederholte er und starrte den Sprecher dabei ganz verduzt an. „Sie haben sich doch nicht verhört, junger Mann?“
„Verhört?“ sagte Karl wehmüthig. „Auge und Ohr sah ich jede Silbe, die er sprach, und wenn ich hundert Jahre alt würde, den Namen könnte ich nun und nimmer wieder vergessen.“
„Graf Rauten“ — wiederholte der Notar, als ob er die Worte in einem Tranne nachspräche.
„Das stimmt“, sagte aber Semmelin jetzt. „Graf Rauten und Herr von Schaller gingen vorhin an meinem Fenster zusammen vorüber, und der Baron ist mein wegen ein sehr langer Herr. Der war jedenfalls mit ihm zusammen.“
„Und wie wurde es weiter?“ fragte jetzt der Notar, der die Blicke des jungen Mannes in äußerster Spannung betrachtete.
„Ja, weiter“, sagte Karl gedrückt — „was konnte ich weiter thun? Er glück allerdings dem Ranne, der mir

damals den Stock abgekauft, auf ein Haar; aber dann ein so vornehmer Herr, ein Graf, es war ja doch nicht möglich, nicht denkbar, und ich selber stand auch so verduzt und wußte mir so gar keinen Rath, daß die beiden Herren mich dann stehen ließen und weiter gingen. Sie hielten mich wohl für verrückt, ich glaube wenigstens, der Eine von ihnen sprach etwas, das so klang; aber ich begriff nicht einmal den Sinn gleich und war gar nicht im Stande, ihnen zu folgen. Wozu auch, was in der Welt hätte ich machen wollen?“
„Nun, wie hieß er?“ fragte der Notar.
„Der lange Herr wurde böse und glaubte auch wohl, ich wollte betteln; auch der Andere schien nicht besonderer Laune und sah dabei sehr vornehm aus. Aber er nannte mir selber seinen Namen.“
„Und...“
„Er hieß Graf Rauten.“
Der Notar sprang wie von einer Ratter gestoßen in die Höhe und von seinem Stuhl empor.
„Graf Rauten?“ wiederholte er und starrte den Sprecher dabei ganz verduzt an. „Sie haben sich doch nicht verhört, junger Mann?“
„Verhört?“ sagte Karl wehmüthig. „Auge und Ohr sah ich jede Silbe, die er sprach, und wenn ich hundert Jahre alt würde, den Namen könnte ich nun und nimmer wieder vergessen.“
„Graf Rauten“ — wiederholte der Notar, als ob er die Worte in einem Tranne nachspräche.
„Das stimmt“, sagte aber Semmelin jetzt. „Graf Rauten und Herr von Schaller gingen vorhin an meinem Fenster zusammen vorüber, und der Baron ist mein wegen ein sehr langer Herr. Der war jedenfalls mit ihm zusammen.“
„Und wie wurde es weiter?“ fragte jetzt der Notar, der die Blicke des jungen Mannes in äußerster Spannung betrachtete.
„Ja, weiter“, sagte Karl gedrückt — „was konnte ich weiter thun? Er glück allerdings dem Ranne, der mir

Feuilleton.

Im Fenster.

Roman von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Jetzt nahm Karl selber das Wort und sagte mit matter und vor Aufregung kaum verständlicher Stimme:

„Ja, wie ich im Anfang glaubte; aber dann bin ich wieder irre geworden, denn es kann ja fast nicht sein, daß ich doch möchte ich den heiligsten Eid ablegen, daß es das einzige Gesicht ist, dem ich schon einmal an jenem Tage gegenüber gestanden.“

Daraus werde ich nicht klug“, sagte Bäcker schüttelnd, „erzählen Sie mir einfach, wie die Sache war, und wenn möglich, etwas lauter, junger Mann, denn meine Gehör fängt doch an mit den Jahren ein wenig nachzulassen.“

„Ich will es versuchen“, sagte Karl. „Der Arzt hatte mir verordnet, frische Luft zu athmen und mir besonders Bewegung zu machen, die mir die langen Jahre gefehlt. Ich suchte deshalb die einsamsten Gänge in den Anlagen, wo ich hoffen durfte, den wenigsten Menschen zu begegnen; ich wollte nicht gern gesehen werden und mich auch, wo ich konnte, mir Begegnenden aus. Da bogen plötzlich zwei Herren um das vor mir befindliche Gebäude, und ich wäre jetzt am liebsten wieder umgekehrt, aber das würde zu auffällig gewesen sein. Sie waren außerdem sehr elegant gekleidet und konnten mich nicht kennen. Ich habe nicht die Gewohnheit, die Leute unterwegs zu betrachten, aber ich unwillkürlich wandte sich mein Blick diesen zu, um zu sehen, ob sie mich beobachteten. Das Gesicht des Kleineren aber plötzliche meine Aufmerksamkeit. War es ein Bekannter? Das Ganze kam zu schnell, um mir zu überlegen, daß es nicht möglich sei; aber ich hielt doch das Auge auf ihn, und plötzlich stand es mir wie ein Messer durchs Herz, denn die Augen nur den allein Schuldigen glauben konnte, stand auf einmal vor mir, dieselbe Größe, die nämlichen blonden

werden jetzt die betreffenden Arbeiten von den Reichsbehörden gefördert, so daß die Vorlegung des Ergebnisses im Bundesrathe nahe bevorstehen dürfte. Zu den Maßregeln, welche bei Durchführung der Novelle zu dem Reichsstempelgesetz erforderlich sind, gehört auch die Beschaffung der erforderlichen Stempelmarken. Die bisherigen auf den Stempel berechneten Stempelmarken können selbstverständlich nicht weiter gebraucht werden, es muß daher ein ausreichender Vorrath von Stempelmarken für die verschiedenen nach der abgestuften Prozentsteuer vorzusehenden Steuerbeträge beschaffen und so vertheilt und bereit gehalten werden, daß das Publikum in bequemster und leichtester Weise sich den Bedarf an Stempelmarken verschaffen kann. Neben der Feststellung der Zahl und der Appoints der Marken wird daher die zweckmäßige Zugangsbeschaffung derselben für das Publikum und die Beamteten der Gegenstand sorgfältiger Ausführung sein. Wie bei der Beratung der Vorlage im Reichstage, so wird, wie die „B. P. N.“ beifügen, auch bei den Ausführungsanordnungen von der Regierung der größte Werth darauf gelegt, daß jede mit dem Zwecke des Gesetzes nicht notwendige Belastigung oder Beschränkung der Gewerbetreibenden vermieden wird.

Für Kanäle und Wasserstraßen in Deutschland sind in den Jahren 1874 bis Anfang 1884, also in zehn Jahren circa 260 Millionen Mark ausgegeben, eine Summe, die ungefähr halb so groß ist, als diejenige, welche Deutschland jährlich für Meer und Marine verbraucht. Man sieht also, daß noch ungemein viel in dieser Richtung zu thun übrig bleibt, besonders in den norddeutschen Ebenen, wo die Kanäle zur Bewässerung und Entwässerung der umliegenden Oedländer benützt werden müßten und so eine segensbringende Kolonisation in's Werk gesetzt werden könnte. Nebenliche Pläne hat man auch schon gehabt, doch sie sind jetzt, angesichts des überseeischen Kolonialfiebers, gänzlich zur Ruhe gegangen. Jetzt wird berichtet, daß der gleichfalls lang geplante Nord-Ostsee-Kanal endlich in Angriff genommen werden soll. Die Kosten sollen 156 Millionen Mark betragen, von denen 50 Millionen Preußen und 106 Millionen das Reich aufbringt. Preußen wird einen derartigen Antrag beim Bundesrathe einbringen. Wir sind weit davon entfernt, diesem Unternehmen entgegenzutreten; es wird Arbeit geben, doch sollen die Bauunternehmer keine polnischen und italienischen Arbeiter einstellen. Dann auch berührt es doch immer sonderbar, daß die weit wichtigeren Verbindungen des Rheins mit Weser und Elbe, welche zugleich Kolonisationsbestrebungen dienen könnten, in weite Ferne hinausgeschoben werden, um einem Unternehmen Platz zu machen, welches doch mehr der Marine und dem Militarismus dienen wird, als dem wirtschaftlichen Aufblühen im eigenen Vaterlande. Doch dem sei, wie ihm wolle — dieser Kanalbau ist doch immer besser, als gar nichts.

Zur Gefängnisstatistik. Vor einigen Tagen ist die Statistik der zum Arrest des Ministeriums des Innern gehörigen Straf- und Gefängnisanstalten erschienen. Der Bericht erstreckt sich auf die Zeit vom 1. April 1883 bis 1. April 1884. Diese Statistik ergibt, daß die Zahl der genannten Anstalten sich um eine vermehrt hat, es bestehen 51 solcher Anstalten. Das neu hinzugekommene Gefängnis in Verford enthält 396 Einzelzellen. Aus der Statistik ist zu ersehen, daß sich der Bestand der Sträflinge gegen das Vorjahr ansehnlich vermindert hat. Im Jahre 1882/83 betrug die Zahl der Detinirten 148 988, im Berichtsjahr jedoch nur 131 006, sie verminderte sich also um 17 982 Köpfe. Die Verminderung betrug also 12,07 Prozent. Auch das Vorjahr hatte schon eine Verminderung von 3,10 Prozent gebracht. In den beiden letzten Jahren hat sich demnach die Zahl der in den preussischen Gefängnissen und sonstigen Strafanstalten Inhaftirten um ca. 7,58 Prozent vermindert. Diese Zahlen beweisen zur Genüge, wie wenig recht diejenigen haben, welche so oft über die „erschreckende Zunahme der Verbrecher“ ihr Klagegeschrei anstimmen.

Ueber das Vorgehen gegen die Fachvereine der Arbeiter wird der „Frank. Zeit.“ aus Berlin geschrieben: „Wir haben schon mehrfach darauf aufmerksam gemacht, in welcher Weise die Behörden gegen die Fachvereine der Arbeiter vorgeht und dieselben aller Orten auflöst, während sie sich um die Fachvereine der Arbeitgeber, welche einen sehr großen politischen Einfluß ausüben, trotzdem sie sich nicht dem Vereinsgesetz unterstellen, gar nicht kümmern. Die wirtschaftlichen Fragen, welche die Fachvereine der Arbeiter erörtern, werden als politische bezeichnet, während die Vereine der Arbeitgeber manchmal über dieselben Fragen gutachtlich gebietet werden, ohne daß man sie deshalb als politische bezeichnet. Die Auflösung des Schreinervereins in Düsseldorf, die kurz vor Pfingsten erfolgt ist, spielt aber schon etwas in das Gebiet der Caricatur hinein. Dem Vorstande dieses Vereins wurde seitens der Polizei die Auflösung notificirt. Dann heißt es in dem amtlichen Aktensück weiter: „Denselben, (d. h. den Vorstandmitgliedern) wurde ferner eröffnet, daß das Verbot auf Grund des § 2 des preussischen Gesetzes vom 17. Mai 1853 erfolgt sei, wonach ausländische Unternehmer von Versicherungsanstalten, wenn sie im Inlande Agenten

bestellen wollen, dazu, sofern nicht durch Staatsverträge ein Anderes bestimmt ist, der Erlaubnis der Ministerien bedürfen.“ Also ein Fachverein ist eine Versicherungsanstalt, das ist so etwas Ungeheuerliches, daß man es schwarz auf weiß lesen muß, um es zu glauben. Man höre nun aber weiter, worin der Geschäftsbetrieb dieser neuen Versicherungsanstalt besteht: „Nach § 8 des Statuts des Zentralverbandes der Schreiner und verwandten Berufsgenossen Deutschlands werden seine Beiträge erhoben, nach § 31 des genannten Statuts wird eine feste Reiseunterstützung, nach § 35 ein Sterbegeld von 25 M. gewährt. Der genannte Verband ist daher eine unter § 1 des Gesetzes vom 17. Mai 1853 fallende Versicherungsanstalt. Da nun der in Rede stehende Zentralverband der Tischler und verwandten Berufsgenossen Deutschlands nach § 9 Abs. 3 der Statuten seinen Sitz in Stuttgart hat, so bedarf er zur Bestellung von Agenten in Preußen, wie überhaupt zur Ausdehnung seiner Thätigkeit in Preußen der ministeriellen Erlaubnis, welche im vorliegenden Falle nicht eingeholt ist. Die Einrichtung von Mitgliedschaften und Ortsstellen ist gleichbedeutend mit der Bestellung von Agenten. Das Gesetz vom Jahre 1853 hat nur gewerbemäßige Versicherungsanstalten und deren Agenten und Unteragenten im Auge; man wird doch aber kaum annehmen wollen, daß es sich hier um eine Versicherungsanstalt im gewöhnlichen Sinne des Wortes handelt; denn die Fachvereine haben doch nicht die Absicht, Geld zu verdienen, sondern man kann sie höchstens als Vereine zur gegenseitigen Versicherung oder Unterstützung betrachten. Das Gesetz von 1853 spricht aber auch nur von Agenten, nicht von Zweigvereinen; doch es nur Personen, keine Korporationen im Auge hat, zeigt am deutlichsten § 3, wonach die Konzession nur erteilt werden soll, wenn die „Unbescholtenheit und Zuverlässigkeit des Bewerbers“ geprüft ist. Kann man in dieser Art wohl von einer Ortsstelle sprechen? Uebrigens ist es sehr bemerkenswerth, daß die preussischen Behörden auch heute noch Stuttgart in's Ausland verlegen. 1853 war das wohl selbstverständlich, und rein nach dem Wortlaut betrachtet, wäre die Düsseldorf Polizei vollständig im Rechte, wenn es sich hier um eine Versicherungsanstalt handelte. Wenn irgend eine Gesellschaft diesen Fachvereinen gegenüber Anwendung finden kann, dann ist es der § 162 der Gewerbeordnung, in welchem es heißt: „Alle Verbote und Strafbestimmungen gegen . . . gewerbliche Gehilfen, Gesellen oder Fabrikarbeiter wegen Verabredungen und Vereinigungen zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen, insbesondere mittelst Einstellung der Arbeit . . . werden aufgehoben.“ Hoffentlich werden die Düsseldorf Schreiner sich bei der Polizeiverfügung nicht beruhigen, sondern den Rechtsweg beschreiten.“

Es ist ein recht einschneidendes Gesetz geworden, das sogenannte Dynamitgesetz. Dasselbe sollte sich in der Hauptphase gegen die anarcho-dynamitische Wende, doch hat es sich jetzt nur eine Person getroffen, von der man vermuthete, daß sie das bei ihr gefundene Dynamit vielleicht zu verbrecherischen Handlungen benutzen könnte. Alle übrigen — und es werden nun doch wohl bald ein halbes Hundert sein —, welche auf Grund dieses recht übereilt hergestellten Gesetzes verurtheilt worden sind, gehören zu den friedfertigsten Leuten der Welt. Es sind Bauunternehmer, Arbeiter, ja sogar ein Gerichtsbeamter ist darunter. Die Verurtheilten kannten das Gesetz sämmtlich nicht oder sie hielten es für eine Polizeiverordnung, welche den Besitz von Dynamit verbietet und eine Polizeistrafe für die Defraudanten von einigen Mark Geldstrafe festgesetzt hat. Aber die niedrigste Strafe ist für den nicht polizeilich erlaubten Besitz nach dem „Dynamitgesetz“ in jedem einzelnen Falle drei Monate Gefängnis. Wir haben diese Angelegenheit schon einmal berührt, halten es aber für die Pflicht der Presse, bei jedem besonderen Anlaß darauf zurückzugreifen, um dadurch das Publikum zu warnen. So sind vor ein paar Tagen in Plauen im Boigtl drei Männer, darunter ein Gerichtsbeamter aus Delsnitz, die Dynamit gekauft resp. verkauft hatten, ohne die gesetzliche Anmeldung bewirkt zu haben, zu je drei Monaten Gefängnis verurtheilt worden. Das Bedauern in der Bevölkerung ist allgemein, da die Verurtheilten an einen Mißbrauch des Sprengstoffes im Entferntesten nicht gedacht haben. — Außer in dem einen, oben erwähnten Falle sind die übrigen Angeklagten sämmtlich zu der niedrigsten zulässigen Strafe von den verschiedenen Gerichtshöfen in den verschiedensten Gegenden Deutschlands verurtheilt worden — der beste Beweis, daß sämmtliche Verurtheilte keine Ahnung von dem Gesetze hatten und daß sie sicherlich das Dynamit nicht zu verbrecherischen Zwecken mißbrauchen wollten, da sie sonst von einer viel höheren Strafe erlitten worden wären. Wir halten es übrigens für eine Pflicht der Behörden, besonders in den Bergbau treibenden Revieren, wiederholt öffentlich auf dieses Gesetz aufmerksam zu machen.

Ueber die Vertheilung der Bismarckspende ergeben sich die „Dresdener Nachrichten“, ein durchaus konservatives Blatt, in folgendem Raisonement: „Nachdem von der Bismarckspende der größte Theil zum Ankauf eines Rittergutes und zur Vermehrung des persönlichen Besitzthums des Reichs-

langlers ausgegeben worden war und die Erwartung der Nation auf eine große Nationalbibliothek eine herbe Enttäufung gefunden hat, ist es verhältnismäßig von untergeordneter Bedeutung, was mit den kleineren Resten des Bismarckfonds geschieht. Die Rede werden jetzt davon unterrichtet, daß der Reichsminister auch andere ihm ursprünglich zugeschriebene Ideen, den gelehrten Ruf der Univeritätsstudien zu erleichtern, wieder aufgegeben hat. Die erst zu allgemeinen Worten ins Auge gefaßte Stiftung schrumpft immer mehr zusammen. Es bleibt jetzt nur noch die Verwendung zu Reisespenden für solche Kandidaten des höheren Schulfachs, die in Staatsexamen bereits abgelegt und eine entsprechende Befähigung für das höhere Lehrfach nachgewiesen haben. Gewiß wird damit die und da etwas Nützliches erreicht und dem einen oder anderen philologischen Talente ein erweiterter Geschäftskreis geboten, wenn es in England, Frankreich und Italien mehrere Jahre lang reisen oder sich selbst ausbilden will. Aber wo bleiben wir, werden die Mathematiker, Naturwissenschaftler, die Ingenieure, Baumeister und Künstler fragen? Alles für den gelehrten Schulfach, nichts für die praktischen Wissenschaften und Künste! Das Vergammeln ist das der heilige Brunnen, woraus ein Trunk des Durst auf ewig fällt? Wo bleibt das den Dingen absehende Fernrohr des Astronomen, wo die Arbeit des Chemikers, der Grundriß des Architekten, die Lehren des Bräudenbauers, die Weinwand des Malers? Allen Reichthum vor der Sprachkunde! Aber nimmt die Sprachforschung unter den Wissenschaften wirklich eine alle anderen Disziplinen überminde sie überschattende Stellung ein? Wer einstmal ein Kolleg über die Edda oder den Sanskrit lesen will, der muß über die Verwendung des Restes des Bismarck'schen Bismarckspendens für Philologen jubeln. Die Spender selbst werden nicht in den Ruf ausbrechen: Doch lebe die Grammatik! Und wer mit Logarithmentafeln und Reflektoren, mit Rollen und Büchern, mit Zirkel und Reißbrett, mit Palette und Meißel arbeitet, wird muthig fragen, weshalb die Sprache sich ausschließlich der Bismarck'schen Gradenzone erfreut? — Und wer mit Axt und Hammer, mit Nadel und Nähn, mit Egge und Pflug arbeitet, so fügen wir hinzu, wird gleichfalls fragen, weshalb das höhere Lehrfach überhaupt durch die Gradenzone der Bismarck'sonne besonders beleuchtet werden soll, da im Verhältnis der Staat recht viel für dasselbe schon leidet. Weshalb soll die nationale Arbeit nicht geschützt werden, weshalb sollen brave Arbeiterfamilien, die ihren Ernährer verdienen, nicht ihr Scherstein erhalten? Und was sagen die Volksschullehrer dazu? — Doch solcher Fragen könnte man noch hunderte stellen.

Zu den Ausweisungen russischer Polen. Die „Köln. Ztg.“ hatte vor Kurzem die Ausweisung russischer Polen aus Preußen für völlerrechtlich durchaus zulässig erklärt und dem Hinzufügen, daß Russland, welches in seinen Provinzen Vandaltheilen fremde Kolonisten sehr wohl brauchen könnte, aber auch dort russische Bürger werden müßten, da fremde Einwanderung in die westlichen Provinzen Preußens gegen die Einwanderung in die westlichen Provinzen Preußens ergriffen habe. Dazu bemerkt die „Nordd. Allg. Ztg.“: „Die Annahme der Kaiserlichen Zeitung, daß die russische Regierung, ehe die Ausweisungen aus Preußen erfolgt waren, Maßregeln ergriffen habe, um der Einwanderung aus den westlichen Provinzen ein Ende zu machen, ist richtig. Wir haben schon im Februar vorigen Jahres eine Verfügung der russischen Behörden zu erwähnen gehabt, nach welcher die im Eisenbahndienst angestellten Ausländer, die nicht binnen drei Monaten die Aufnahme in den russischen Unterthannensverband nachsuchen würden, entlassen werden sollen; und wir haben nur hinzuzufügen, daß es für uns besser wäre, die Deutschen in Deutschland oder unter deutscher Herrschaft stehenden Gebieten.“ — Wir sind auch der Ansicht, daß es für die Deutschen besser wäre, wenn sie im Vaterlande bleiben könnten. Aber solange wie dies nicht möglich ist, so lange wie sie durch die politischen und sozialen Verhältnisse gezwungen werden, ihren Erwerb im Auslande zu suchen, sollte man billiger Weise dafür Sorge tragen, daß sie wenigstens die starke, schlagende Hand des Deutschen Reiches auch außerhalb der Grenzen fühlen. In vorliegenden Falle wird es freilich schwer sein, diese Ansicht zur Geltung zu bringen, da der Selbstschutz mit Recht auf die neuerdings stattfindenden Ausweisungen von den Ostprovinzen berufen kann und dieses, wie die „Köln. Ztg.“ beweist, auch bereits gethan hat.

Rannheim, 2. Juni. Heute Morgen wurde hier die Druckchrift „Vereinigung der Metallarbeiter Deutschlands“, gegründet zu Gera im Dezember 1883. Abrechnung der Hauptkasse für 1. Quartal 1885. Rannheim, Verlag von Wilhelm Häußler“ wegen des beigebrachten Russen auf Grund von § 15 des Gesetzes vom 21. Oktober 1883 (Sozialistengesetz) beschlagnahmt.

Ueber die Stimmung, welche gegenwärtig in Italien gegen die englische Regierung vorherrscht, schreibt ein gut unterrichteter Korrespondent der „Times“ folgendes: „Die

ab, trat ans Fenster, blickte eine Weile hinaus ins Freie, dann wieder zurück und nahm seinen Spaziergang von Neuem wieder auf. Endlich blieb er vor Karl — denn sein Besuch hatte sein Nachdenken durch seinen Laut unterbrochen — stehen und sagte: „Wie heißt der Ort, wo sich jenes Unglück zugetragen?“

„Ja, Herr Notar, es war mitten im Walde.“

„Wie hieß das letzte Dorf, das Sie verlassen hatten?“

„Wedeschütz!“

„Und das andere, wohin Sie wollten? — Warten Sie einmal einen Augenblick, ich kann mir auch die Namen notiren. Er trat dabei an sein Pult und nahm seine Feder und ein Blatt Papier. — „Also Wedeschütz in Schlesien?“

„Ja, Herr Notar, aber es war nur ein ganz erdärmliches Nest, kaum ein paar Häuser und ein Wirthshaus.“

„Das thut nichts — und das andere, auf das Sie zuhielten?“

„Ja, wie das andere Dorf hieß, habe ich jetzt vergessen; aber ich wollte nach einem kleinen Städtchen, Diabor, und es war nicht mehr weit dorthin.“

„Diabor hieß das?“

„Ja, Herr Notar, und ich war auch früher schon dort gewesen, als ich nach Schlesien hineinmarschirte.“

„Und ist dort ein Gericht?“

„Dort bin ich ja verhört worden und habe so lange in Untersuchungshaft gesessen.“

„Ach so!“ sagte Pflüger.

„Das war auch der Ort, wohin ich eigentlich jetzt zurückkehren wünschte, um mich selber zu erkundigen,“ fuhr Karl fort, „denn ich hatte ja doch keine Ahnung, daß ich dem Renschen hier begegnen konnte.“

„Vor allen Dingen, lieber Freund,“ sagte der Notar, „wissen wir noch gar nicht, ob es wirklich der Rensch ist, und wenn ich aufrichtig sein soll, so kann ich mir gar nicht denken, wie wir es herausbekommen wollen. Eine kurze Zeit aber überlassen Sie die Sache einmal mir, und wenn Sie einen guten Rath von mir annehmen wollen, so

sprechen Sie vor der Hand mit keinem Menschen weiter über dieses Begegnen. — Oder haben Sie das etwa schon gethan?“

„Der Schwester und der Mutter, ja,“ sagte Karl kleinlaut.

„Na, das ist gerade genug für ein Geheimniß, wenn zwei Frauen darum wissen,“ nickte Pflüger vor sich hin.

„Aber die sprechen gewiß mit keinem Menschen darüber,“ sagte Meister Handorf jetzt. „Meine Alte wird todtenscheiß, wenn sie nur jenes Unalack erwähnen hört, und die Gretche ist gar nicht wie ein Mädchen, sondern immer still und verschlossen, und wenn man von der etwas erfahren will, muß man es Wort für Wort aus ihr herausziehen.“

„Desto besser; dann gehen Sie jetzt nur gleich wieder nach Hause und befehlen Sie den Beiden festes Schweigen an, und auch Sie, Herr Nachbar.“

„Na, vor mir sind Sie sicher,“ rief Herr Semmlin, „ich rede meinswegen mit keinem Menschen darüber, und wenn es meine Frau nicht erfährt, thut die's auch nicht.“

„Sehr schön! Also wenn ich etwas höre, sage ich Ihnen Antwort — und noch Eins: der Stock, mit dem das Verbrechen damals verübt wurde, stand auf dem Gericht, nicht wahr?“

„Ja, Herr Notar, in Diabor, wo ich zur Zeit verhört wurde.“

„Und können wir nicht einmal wieder vorfragen?“ sagte der Tischlermeister.

„Das hilft Ihnen nichts. Hoffnung kann ich Ihnen keine geben, aber einen Versuch wollen wir wenigstens machen.“

Er trat damit wieder zu seinem Pult und nahm die dort liegenden Briefe auf, und Semmlin, der dies als ein vollgültiges Zeichen ansah, daß er nicht länger gestört sein wollte, gab seinen Begleitern einen Wink und verließ nach kurzem Gruß, den aber Pflüger schon gar nicht mehr beantwortete, mit den Beiden das Zimmer.

Der Notar schrieb jetzt einen Brief, schob ihn dann in ein Kuvert, adressirte ihn und steckte ihn in die eigene Tasche; dann erst rief er durch sein im Zimmer ange-

brachtes Sprachrohr Ruz wieder herein, und dieser trat auch ohne Weiteres an seinen alten Platz, um die vordem angefangene Arbeit zu vollenden.

„Haben Sie die Photographie hier weggenommen, Herr Notar?“

„Ja, Ruz. Du kannst mit dem Brief nach Hamburg noch warten. Ich will mich erst einmal nach etwas erkundigen. Ich gehe jetzt aus, Ruz, wenn Jemand nach mir fragen sollte, in einer Stunde bin ich wieder zurück.“

„Sehr wohl, Herr Notar,“ und Pflüger war schon seinen Hut rasch aufgreifend, draußen vor der Thür.

Verschiedene Interessen.

Das Testament der alten Frau Mäusebrod war insofern in Kraft getreten, als ein Justizrath Bärrwald, ein alter Freund des Mäusebrod'schen Hauses und ein anerkannter Ehrenmann, als Testamentsvollstrecker von der Erblasserin selbst ernannt, die Sache in die Hand genommen hatte und sie nun rasch und nach dem Buchstaben abwickelte. Frau Oberlieutenant von Ringenbruch, da ihr Mann erst mehrerer Szenen im Hause nicht dazu bewegen konnte, die nöthigen Schritte zu thun, hatte es allerdings unternommen, das Testament umzustößen, oder doch wenigstens den Versuch zu machen, aber keinen Avolaten gefunden, der es übernehmen mochte, da sie die Erfolgschancen einer solchen Handlung einsah. Nur ein kleiner Advokat ging darauf ein, aber die Frau Oberlieutenant wurde selber gegen ihn mißtrauisch, und da er auch noch einen Vorstoß auf die Kosten von ihr verlangte, sah sie sich endlich gezwungen, es aufzugeben und sich dem Unvermeidlichen zu fügen.

Es war ein Sonntagmorgen. Der Oberlieutenant saß drüben in seinem kleinen Kammerchen, denn ein Zimmer konnte man es eigentlich gar nicht nennen, und las das Sonntagblatt, das alle acht Tage die Fortsetzung eines englischen Romans in der Uebersetzung brachte. Die gute Frau war noch bei ihrer Toilette, die jungen Damen befanden sich allein in der großen Wohnstube, natürlich in tiefer Trauer um die verstorbene Tante, und ihre ganze

Wende ihn darüber, in Ausblick wurde und Agent des genommen möglicher: welcher De manche Le Schritt bei nicht ganz könne. Die ersten wohl nicht der Gewinn der Gewinn nicht um Engländer nicht die gebe. In der Folge bis zuletzt, die seine V übergen B überbieten Meinung l in anderen kommen

Der (Zagen, di groh n i großes Gel nicht, daß i. Demonstr. A. Der e auf, an d wieb also i die Klerikal — Au

Obers o waden, o weide nicht zu verolle Kontrolle b — Di allen euros. der Staats. die Ku angarischer Jahr für 5 Jahr 1881 1882 eine von 30 Mi in diesem I gebe gelang ber S d lieber wie — and

Geleg. den Raben. aufzende. Rulsumini. schätzte r das öffentl. der Sicher. des Freide. gleichbedeut. Hoffentlich mögen und Sicherheit

Der s. Kestlich. wählbar. brenndig. haben, fe

Kaugere w. der düstere. Reich sah. deren Arb. in die lin. den Augen. Verren?

Die. Flora. sagt, aber. „Wen. lei ihr wa. nicht gewor. Zauer.“

Wiede. denken sch. nach viel l. höhere S. ohne gefe. einem rech.

„Aber. lange sie l. ist bitter. „In i. hat voll C.

„Aber. rief Flora. fahrungen. hies darin. „Jetzt. hätte gern. über die Z. in irgend. mußte sie. noch kein. schon das. ben versch. gegangen. ließ sich. Semmlin

saß. tiefen Trauer um die verstorbene Tante, und ihre ganze

Die Heilsarmee

ist auf's Neue in die Schweiz eingezogen. Sehr ergötzlich schildert die „N. B. Z.“ einen Besuch in ihrem dreistöckigen Hauptquartier in folgender Weise: Eine enge Treppe führt zum Dachboden der Hundezucht-Anstalt in Schlieren empor. Von dem rohen Balkenwerk des Dachstuhls hängen drei Petroleumlampen herab, deren Licht mit dem letzten Abendlichte des gewitterschweren Nachtages streitet, der durch die zwei einsigen, nach Nordwesten gerichteten Fenster hereinstrahlt. Im Halbdunkel sitzen auf der Bank, die sich der einen Seite des Daches entlang zieht, einige Knaben, während auf dem anderen Bänkelein längs des Bräuterverschlages, der den Dachraum in zwei Theile scheidet, zwei blondblössiige Bauernjungen mit den Beinen den Latt baumeln. Dreißig Stühle stehen in der Mitte des Dachraumes. Vorn sitzen drei Frauen, offenbar Fabrikarbeiterinnen, und weiter hinten einige wenige Herren, die aus der Stadt hergekommen sein mögen. Vor den Stühlen steht ein Tisch mit einer Lampe, links von demselben haben der Hauptmann und die Frau Hauptmännin Platz genommen, rechts vom Tische der Herr Lieutenant. Vor einigen Minuten hat der Gesang begonnen. Der Hauptmann schließt mit wohlklingender Bassstimme eben die dritte Strophe des neunten Liedes:

Welche Lied! welche Lied!
Duldend wenn man Ihn auch hieß;
Er starb den Tod am Marterspfahl
Und ging für Dich durch's kranke Thal:
Gehe hin und schau Ihn an!

Eine statliche, hässliche Figur in dem dunkelblauen, bis an den Hals hinauf zugelaufenen Soldatenrock der Heilsarmee; hohe und breite, etwas zurück springende Stirn, schwarz geschnittene, gebogene Nase hochblonder Vollbart. Der Mann trägt eine Krone; das eine Auge ist geschlossen und offenbar erblindet. Wie er so da vor dem Publikum sitzt, könnte man den Hauptmann für einen ehemaligen Militärarzt oder einen Marineoffizier a. D. halten. Nachdem der Text vorlesen worden ist, wird die Strophe von den drei Erroberten der Heilsarmee unter dem weichen Maßle des Publikums gesungen und zwar nach der bekannten Melodie: „Morgen rot, Morgen roth leuchtet mir vom frühen Tod.“ Auf diese Art nimmt das Singen seinen Fortgang und inzwischen mehrt sich auch die Zahl der Anwesenden. Da huscht ein kaum sechsähriges Mädchen die Treppe empor und legt sich in einen stillen Winkel; dann kommen wieder fünf einige Vertreter der löblichen Schuljugend von Schlieren, von denen Einer eine postkammer Frage schneidet, so daß auf der Bank im Halbdunkel einweiches Nicken und Gemurmel entsteht. Bauernburche und junge Arbeiter folgen; die Einen saßen mit entblößtem Haupte. Andere trampeln kräftig die Treppe hinauf und behalten den Hut auf dem Kopfe und die Zigarre im Munde, als trotzige Widerwärtiger der Heilsarmee, die nöthigenfalls ihr gut orthodoxes zwangsanisches Christenthum mit den häßlichen verachteten Mächten und den Eindruck eines dispuirlichen Schlichtes machen. Auch finden sich noch einige Söldner ein. Der Gesang ist zu Ende; der Hauptmann hält eine Begrüßungsrede, und spricht die Hoffnung aus, daß die in der Schweiz ergozogenen Schweizer auch das freie Wort anderer Leute achten werden. Dann schneidet die Frau Hauptmännin empor, eine Dame von die zig Jahren in dunklem Kleide mit dunklem Strohhute und rothem Ueberwurf. Fühles Gesicht mit glänzenden und doch etwas starren Augen; waschbene, in höchstem Grade nervöse Hände, die keine Sekunde ruhig dastehen können, sondern stiel Latt schlagen oder ähnliche Bewegungen machen, bald den Knieen von der Nase herantretend, bald ihn wieder aufsteigend. (Frau Hauptmännin scheinen sehr lange Gouvernante und noch länger Hausfrau gewesen zu sein.) Ihre hohe Stimme hat etwas hartes und Krähartiges. Sie macht aufmerksam, daß an diesem Orte so wenig geredet werden dürfe, als in irgend einem anderen Gottesdienste und daß von jedem Anwesenden ein anständiges Betragen erwartet werde. Darüber ersticht ein anständiges Betragen erwartet werde. Darüber ersticht unter den Leuten, die den Hut auf dem Kopf und die Zigarre im Munde behalten möchten, in Gemurmel und widerwilliges

Gerede, was einen Bürger von Zürich veranlaßt, den widerwärtigen Gesellen in gutem Schweizerdeutsch die Meinung zu sagen. Die Frau Hauptmännin greift dann zur Bibel, bittet die Anwesenden, wohl auf das zu merken, was geschrieben steht; sie liest schnell und monoton, wiederholt ihr besonders wichtig erscheinende Stellen, vertreibt denselben durch Handbewegungen Nachdruck, giebt aber keinerlei Interpretation. Evangelium und Kapitel sind uns entfallen; die Stelle spricht von Schwert und Blut, im Geiste des erdarmungslosen Gottes der alten Juden, wie denn überhaupt die Heilsarmee von Blut trieft; sobald die Leute zu reden beginnen, sprechen sie mit vorträchtigen Mienen von dem Selenfrieden, der ihnen aus Christi Blut erwachse, fordern die Sünder auf, durch Christi Blut selig zu werden u. s. w. So lautet z. B. der Refrain des zweiten Liedes, der von den Anwesenden gelungen wurde:

O das Blut macht uns rein von aller Sünd' —
aller Sünd' —
O das Blut macht uns rein von aller Sünd' —
aller Sünd'.

Sag der Welt! o der Welt!
Sag der Welt! o der Welt!
Von der Kraft in unsres Jesu Blut!

Es war offenbar die Melodie eines alten englischen Marschliedes, das schon Cromwells Soldaten gesungen haben mögen, und zu dem man sich unwillkürlich den dumpfen Ton der alten Landesknecht ommel hingedenkt. Als gebetet wurde, sanken die drei Vertreter der Heilsarmee auf die Knie und mit ihnen die drei Frauen in der vordersten Reihe; die drei ersten armen Seelen, welche die Heilsarmee in Schlieren dem Teufel abgejagt hat. Dann erhoben sich die Beten wieder und nun begann der Hauptmann von seiner Jugendzeit zu erzählen, von seiner frommen Mutter, die ihn betend umsah und beschworen habe, auf gutem Wege zu bleiben. Weit sei er dann von diesen Wegen abgetrixt, und habe erst wieder durch die Heilsarmee seinen inneren Frieden und moralischen Halt gefunden. Wer ein Lügner, ein Gotteslästerer, ein Saufkumpen, eine Spielzeuge, ein Schelm, ein Zagedieb oder sonst ein miserabler Mensch und ein Schusterlein sei, möge herkommen und ein Gleiches thun, damit ihm Gottes Liebe durch Jesu Blut zu Theil werde. Keiner solle dabei denken, daß es morgen noch früh genug sei, denn Niemand wisse, wann er aus dem zeitlichen Dasein in die Ewigkeit abgerufen werde. Die Amalzone der Heilsarmee folgte mit einer hoffigen Rede über den Selenfrieden, der den Kämpfern beschert worden sei, und nachdem sie auf solche Weise über ihre Glückseligkeit seltsame Worte geredet, wurde wieder ein Blulied gesungen. Der Anfang lautete:

Ich Deinen Ruf, o Herr,
Zeit ich vor Dich allda,
Und suche Heil in Deinem Blut,
Das floß auf Golgatha.
Chor: Ich komme jetzt zu Dir,
O Herr, tritt Du mir nah,
Und wasche mich in Deinem Blut,
Das floß auf Golgatha.

Und nun ergriß der Lieutenant das Wort, ein junger Mann von haffer Hautfarbe, mit etwas negerähnlichem Gesichtszug. Während die Anderen redeten und beim Beien hatte er oft die Augen mit der Hand bedeckt, ein Paar dunkle, flimmernde Augen, die an seinem äußerlichen Gegenstand haften blieben, sondern in höhere Sphären blickten. Voll innerer Erregung, fast taumelnd, er hätte er, daß in der Straße, in welcher er in London gemohnt habe, mehrere Mordthaten vorgekommen seien. Eine entsetzliche Angst habe ihn ergriffen; in einer Nacht sei es auch in seiner Seele Nacht geworden; und er trostlos habe er im Dunkeln auf dem Bette gesessen und verzweifelt an seine Vergangenheit gedacht. Da habe er Jesus gefunden. Wenn irgend etwas die Welt ansehlich macht, welche die phantastische, veraltete Schwärme der Heilsarmee in sich birgt, so ist es der an religiösen Wahnsinn grenzende Zustand dieses jungen Mannes, der nach wenigen Minuten wieder auf die Knie niederlang,

um mit einer Inbrunst zu beten, wie sie nicht der Gefällige, wohl aber der Bisherige kennt. . . . So war die Andacht ihrem Ende entgegengegangen. Der Lieutenant stellte sich mit einer Schüssel an die Treppe, um allfällige Silberlinge entgegen zu nehmen, und der Hauptmann reichte Denjenigen, welche sich dem Heilwerke besonders feindselig gezeigt zu haben schienen, verhöhnt die Hand. Er verkündete, daß morgen drei Aufführungen stattfinden würden, von denen die eine um zehn Uhr ihren Anfang nehme. Er wolle Niemandem abmahnen, in gewohnter Weise zur Kirche zu gehen, aber nach Schluß des Morgengottesdienstes möge man auch die Andacht der Salustisten nicht verfehlen. Drumten im Hausjunge stand ein vierter Mann von der Heilsarmee, der mit dem Lieberblüchlein, Broschüren und Flugblättern einen idealisch schauungshoffen Handel betrieb. Er vertraute mir an, daß er früher nicht nur geraucht und gekneip, sondern sogar Tabak gefaßt habe, welche Laster nun alle mit Jesus Hilfe überwunden seien. Unter dem Kastanienbaum, der ungefähr zwanzig Schritte von der Hundezuchtanstalt und dem Heilsarmee Hauptquartier entfernt am Eisenbahnübergang sich befindet, stand aber noch Jemand, nämlich ein Regier- und Behmgericht, bestehend aus sieben oder acht jüngeren und älteren Leuten aus Schlieren. Sie kritisirten das Treiben der Heilsarmee als eine „dritte Thoredbrederei“ scharf und schienen ziemlich bibelhaft zu sein. Besondere Axtart bereitete ihnen der Umstand, daß die Salustisten gegen das Weintrinken eifern, während doch Jesus an der Hochzeit zu Kanaan Wasser in Wein verwandelt und auch beim Abendmahl Wein getrunken habe. Wenn der liebe Gott nicht wollte, daß man Wein trinke, gäbe es gar keine Reben. Den geistlichen Leuten könne die Bewegung nicht schaden; denn jeder Vernünftige sehe ein, daß ein tüchtiger Pfarrer, der mehr als zehn Jahre „gelernt“ habe, die Bibel und die Religion besser verstehe, als ein Sündenlämmer, der auf einmal fromm geworden sei. Aber den Weibern werde der Kopf verdirrt, so daß sie — einmal beibr — immer ins „Sündli“ laufen und nicht mehr schaff'n wollen. Das Schlimmste sei jedoch, daß die Hälfte der Zuhörer reich aus Schulden bestehe; solch kleines Volk gehöre gar nicht in derartige Versammlungen und den Schulmeister und die Eltern, welche den Besuch nicht hindern, sollte man durchbilden. Der Heilsarmee selbst dürfe kein Leid geschehen, denn das wäre nur Reklame. Ein Einziger schien eher für Prügel in gewissen Fällen zu sein; es war ein kleiner Mann, der die Hemdärmel zurückgestülpt hatte. Die Anderen wiesen ihn aber mit vernünftigen Worten zurecht. Wir glauben nicht, daß der Heilsarmee in Schlieren irgend etwas Unangenehmes begegnen wird, so ablehnend sich auch die Leute gegen die Invasion verhalten. Mehr Bedenken verursacht uns Auserkelt, das den rächst besetzt werden soll; denn Zürich und Ausgemeinden sind eine etwas eigliche Gegend von wegen der Herren Gastwirthe. Man weiß ja, was Derjenige geschieht, welche gegen das Wasser schreiben; wie wird es nur erst solchen ergehen, die gegen den Wein und das Bier eifern?

Kommunales.

Stadtverordneten-Versammlung.

Die Stadtverordneten-Versammlung des 5. Juni eröffnet die Sitzung um 5 1/2 Uhr mit geschäftlichen Mittheilungen. Nach Erläuterung der Tagesordnung nimmt die Versammlung die Wahl des dritten Stellvertreters der Kommunal-Landtags Abgeordneten der Stadt Berlin vor. 80 Stimmzettel werden abgegeben, 3 davon sind unbeschrieben; gewählt wird mit 12 Stimmen der Stadtverordnete Fabrikbesitzer Pigmann.

Die Vorlage, betreffend die Beschaffung von vier neuen Löschkäben für die Berliner Feuerwehr wird nach kurzer Debatte, an der sich die Stadtverordneten Doyz und Kreiling betheiligten, an einen Ausschuss von 15 Mitgliedern verwiesen.

Debattelos angenommen werden eine Reihe weiterer Anträge des Magistrats, betr. die Uebernahme der von dem Komitee für das Schinkel Denkmal vorgelegten Anlage auf dem Schinkel Platz;

Paris an der See.

Im Monat August ist das Pariser Leben nicht mehr in Paris, sondern an der Küste zu suchen. Der feine Sand des Strandes ersetzt den Asphalt der Boulevards, das Kasinotheater die hauptstädtischen Bühnen, die Fluth das Meeresschwimmbecken auf den Doornplätzen, die Ankunft der Pariser Post die reizendsten Premieren. Für Alles findet sich Ersatz, denn der normannische Küstenstrich ist dann nichts Anderes als eine Pariser Vorstadt, die man mit dem Schnellzug bequem erreicht, indem man drei Zigarren raucht und den „Figaro“ dazu liest. Dumas der Ältere sagt von den Engländern, daß sie ihre Heimath überall mit sich führten und neßt Roastbeef und Ale auch den englischen Insel nach Gibraltar verpflanzt hätten. Schon möglich. Doch die Pariser bewirken noch größere Wunder. Sie transportir'n jährlich das Leben ihrer Stadt etwa 100 Kilometer weit und bringen es im Herbst im Koffer zurück. Fast die ganze Küste ist nach den Regeln großstädtischen Komforts eingerichtet, macadamisirt, mit Gas beleuchtet und mit einer Anzahl von Villen besetzt, die von pfiffigen Spekulanten auf den günstigsten Punkten erbaut, schöne An- und Ausfahrt, behaglichen Aufenthalt, gute Verbindungswegen, Befriedigung der launenhaftesten Ansprüche bieten. Die Lebensmittel kommen von den Pariser Hallen nach Wunsch der Pariser Köche und Pariser Baumen; die Pflichten von Montreuil, die Feigen der Provence, die italienischen Trauben nehmen den Weg über den Zentralitalienischen Trauben nehmen den Weg über den Zentralitalienischen Markt; der Wein wird aus hauptstädtischen Cantons gefaßt und fettes Geflügel lang durch Vermittelung von Pariser Speditoren für Duzensig finden. Ja selbst normannischen Kopansen zu engbrüstig finden. In selbst der Reiz muß von Hotels, die seiner täglich bedürfen, aus der Seinstadt bezogen werden. Die Schollen, die am Sonnabend zu Saint-Valerie-en-Caux gefischt, mit dem Tram de Raisa nach Paris gefaßt, in der Frühe auf den Hallen veräußert und sofort mit dem Schnellzug wieder verpackt worden sind, langen Sonntag Nachmittag zu Reules oder Pport gerade rechtzeitig an, um zum Diner bezahen zu werden.

Mit den Lebensmitteln zugleich aber macht sich Alles, was zum Pariser Luxusleben gehört, auf die Reise. Die größten Magazine legen in den Bädern Succursalen an.

Wie die Kinder Israels aus Egypten, so unternehmen Berliner, Friseur, Notizen und unzählige andere Industrielle den Auszug nach dem gelobten Land, wo die Milch der hohen Preise und der Honig der Trinkgelber fließt. Auch die Industrieller ziehen, sobald in den Pariser Klubs die Spielische sich leeren und in den Casinos der Badoorte das Gold zu rollen beginnt. Die ganze Sippe, die von unsauberen Sportgeschäften lebt, stürzt gleichfalls den Pariser Staub von den Füßen, um bei Wettrennen, Taubenschützen und Regatten an der Küste zu operiren. Nicht minder rührt es sich im Lager der Manier, Lüge, Gesang- und Sprachlehrerinnen; denn es gilt die Jülinge nicht aus den Fingern zu lassen und den Konkurrentinnen neue Familien abzujozen. Sängerinnen und Pianisten ringen mit einander im Korgertsaal und auf der Kasinotheater entbrennt der Wetstreit der dasflüchtenden Künstler; in der tobenen Sai on stürzt auch das Pariser Theaterpersonal wie ein Heuschreckenschwarm nach der Küste.

Interessant ist endlich das Treiben der Antiquitätenhändler, die den Pariser Gumpeln Fellen stellen. Man weiß, daß es in der Hauptstadt schwer hält, echte Alterthümer zu finden; der Markt wird mit Imitationen überflutet und lu-beret gegen eins ist zu wetten, daß man geprellt wird. In der Provinz giebt es noch da und dort in alten Häusern Tapferten, Kupferstiche und Sculpturen, die nicht aus Fälscher-Ateliers stammen. Die Romantische und die Bretagne, wo allangehene Familien den Hausath der Ahnen bewahren, sind reich an geschichteten Schränken, werthvollen Studireien und Fernen. Welchem Sammler laßt das Ohr nicht, wenn er in einer weinunrankten, strobbedeckten Hütte Trüdel antrifft, der bestaunt und järenbar vernachlässigt zum Verkauf bereit steht. Im Häuschen selbst stehen veraltete Reggewänder zu Haufen oder wurmfressigen Holzkümpereien; gekrümmte Töpfe, offenbar altnormannische Arbeit stehen in den Ecken, als lenne der Händler nicht einmal ihren Werth.

Aber der Jhabber der safiants arrangierten Bude ist ein Hebräer aus der Umgebung der Rue Douot, der in der Normandie normannische Alterthümer verkauft, die ihm direkt aus dem Pariser Besitzer zum Lokal zugehen. Wer dies beweisen sollte, braucht in Paris nur die Gegend vom Joubourg Montmartre bis zum Boulevard Malesherbes zu durchwandern, wo zahlreiche Antiquitätenläden

die Aufschrift tragen: „Geschlossen bis zum Herbst“ — „Auf drei Monate geschlossen“ — „Wiederöffnung am 1. Oktober“. In normannischen Kisten herumkreisend, machen die Schwärmer an der Küste die besten Geschäften.

Außerhalb Paris sucht der Pariser immer wieder Paris und er ist glücklich, wenn sein Suchen erfolglos bleibt. Von den Bewohnern aller Hauptstädte ist der Pariser der unbedenkteste Reisende und die Pariserin die wunderbarste Touristin. Eine Engländerin würde vielleicht kurzweg im Reisekloster, mit knappen Handgepäck in den Bahnzug steigen; die Pariserin braucht mindestens vierzehn Lias, um ihre sechs bis acht Koffer zu füllen und auf jedem Bahnhof die Güterprohibition in Verzweiflung zu bringen. In sie endlich unterwegs, so gefällt ihr beinahe nichts. Von den Boulevard-Bühnen gewohnt, daß Effekt auf Effekt, Schlag auf Schlag folgt, findet sie die Fahrt unangenehmlich lang, die Provinz öde, das Reiseziel dem verführerischen Reklamebild im Bahnhofe unähnlich. Da sie weniger um zu genießen, als um von Gesehenem sprechen zu können, sich auf den Weg macht und mit Madame de Sevigne's das Reisen als „eine Manier, viel Geld auszugeben, sich unendlich zu ermüden und dabei sich unbehaglicher als daheim zu fühlen“, bezeichnet, wird sie durch kleine Unannehmlichkeiten verstimmt und geräth wohl auch in eine nervöse Verrietheit, wenn Regenwetter sie für eilige Tage ins Hotelzimmer bannt. Ihre Lüste freuden beschränken sich zumeist auf die Toiletten, welche sie beim Diner zur Schau trägt; denn mit der auswärtigen Küche will sie sich nicht befreunden und sie knuppert an allen Gerichten herum, ohne jemals ihren Laster zu leeren. Sie hat am Sonnabend auszugehen; erblickt sie den Ocean, so meint sie den Effekt in Theaterdecorationen schon hübscher gesehen zu haben; die Bauerntrachten sind erdarmlich im Vergleich zu den Kostümen der Oper. . . . Der „Article de Paris“ ist ihr in Allem maßgebend.

Die richtige Pariserin macht, selbst wenn sie im entlegensten Nest nur ihren Gatten und einige Fräulein als Zuschauer hat, täglich zweimal Toilette, die Morgentracht nicht gerechnet. In fashionablen Bädern beherrscht die Mode alle übrigen Fragen. Ein Gang dem Meere

betreffend die Zahlung einer Entschädigung für die von dem Grundstück Rottbuserstr. 1-2 zur Stallgerstraße freigelegte Parzelle.

Hierauf tritt die Versammlung in eine Beratung über den Antrag der Stadtverordneten Dr. Jmer und Genossen, welcher lautet:

Die Stadtverordneten-Versammlung wolle beschließen:

1. Die auf Grund des Gesetzes vom 14. Mai 1885 (betreffend Ueberweisung von Beträgen, welche aus landwirtschaftlichen Böden eingehen, an die Kommunalverbände) auf die Stadt Berlin entfallenden Summen sind bis zum definitiven Abschluß der in Aussicht genommenen Reform der städtischen Steuern vorläufig zur gleichmäßigen Entlastung der Inhaber kleiner Wohnungen von der Miethsteuer zu verwenden.

2. Der Magistrat wird ersucht, der Stadtverordneten-Versammlung baldigst eine hierauf bezügliche Vorlage zu geben zu lassen.

Stadto. Dr. Jmer begründet in ausführlicher Weise seinen Antrag. Aus den neubewilligten landwirtschaftlichen Böden werden nach ungefähre Berechnung auf Preußen etwa 20 Millionen Mark fallen, auf Berlin also ungefähr 1 325 000 Mark. Diese nicht unbedeutende Einnahmequelle sei am besten zur Entlastung der Inhaber kleiner Wohnungen von der Miethsteuer zu verwenden. Positive Vorschläge seien vorläufig in dieser Richtung hin nicht zu machen, sondern die Initiative sei dem Magistrat zu überlassen, der auch Rateten gegen Steuerhinterziehung vorzuschlagen habe. Zum Schluß sucht der Redner die Einwände gegen die Ueberweisung schwächerer Einnahmen zu entkräften. Wenn auch die Ueberweisung ihrer Höhe sich verringern sollte, wird der Zweck der Ueberweisung in keiner Weise verfehlt werden.

Von den Stadtverordneten Langerhans, Meyer und Genossen ist folgender Antrag eingebracht: In Erwägung, daß zur Zeit die Höhe der Einnahmen aus den landwirtschaftlichen Böden sich noch nicht bestimmen läßt, den Antrag Jmer als verfehlt abzulehnen.

Stadto. Dr. Meyer: Die Anregung, welche Herr Dr. Jmer geben wollte, ist in keiner Weise notwendig. Wir können überzeugt sein, daß der Magistrat die Einnahmen aus einer Erleichterung der Steuern, welche die ärmere Bevölkerung zu tragen hat, verwenden wird und jedes Mißtrauen ist nicht am Platze, welches meint, daß der Magistrat je seine Pflicht in dieser Richtung hin nicht erfüllen werde. Der Antragsteller ist eine bestimmte Motivierung seiner Anträge schuldig geblieben und hat alles Schwierige dem Magistrat überlassen. Wir würden mit unverantwortlichem Leichtsin und nicht wie gute Hausväter verfahren, wenn wir dem Beispiet eines bekannten Milchmädchens folgend, Einnahmen vertheilen, die noch nicht in unseren Händen sind. Der Herr Redner hat, um einen Auspruch d. H. anzuwenden, mit dem Denken da aufgehört, wo es anfängt, schwierig zu werden. (Große Heiterkeit.) Die Anträge des Herrn Dr. Jmer sind in ihrer ruinenhaften Gestalt nicht annehmbar.

Stadto. Herold: Ich habe geglaubt, daß hier jeder Stadtverordneter einen Antrag einbringen kann, ohne von der Majorität eine Rüge zu erhalten. Das Benehmen der Majorität, der reiche Beifall und die große Heiterkeit, welche Herr Dr. Meyer davontrug, hat mich eines Besseren belehrt, hat mich gelehrt, daß man eigentlich erst wissen sollte, ob man mit seinen Anträgen Anklang bei der Majorität findet, bevor man sie einbringt. Man sollte jedes Kollegen Wissen achten und ihn nicht lächerlich machen. Ich möchte den Ausdruck Lessing's dahin wenden, daß, wenn die Dammsteine in Bewegung gesetzt werden, das Denken aufhört. (Unruhe.) Allgemein wird das Unerträglich der Miethsteuer zugegeben und wenn nun Kollege Jmer sein unbeschränktes Recht, die Sache jetzt zur Sprache zu bringen, ausübt, bemüht sich Herr Dr. Meyer unter dem Beifall der Majorität ihn lächerlich zu machen. Das ist mir ein erneuter Beweis dafür, daß es die Majorität noch immer nicht mit einer Reform der Miethsteuer ernst nimmt. Ich bin vollkommen einer Meinung mit Herrn Dr. Jmer, und, meine Herren, wenn Sie sich an die Bewegung erinnern, welche vor zwei Jahren der Stadtverordnetenwahl voranging, so sollten Sie die Wünsche derselben besser zu respektieren wissen.

Stadto. Dr. Birchow: Die Erregung des Herrn Herold ist mir unabweislich. Es mag im Interesse mancher Personen liegen, vor den Wahlen daran zu erinnern, wie populär sie sind, wir haben dieses Bedürfnis nicht. Lehnen Sie den Antrag Jmer ab und rechnen Sie nicht mit so schwankenden, unzuverlässigen und in ihrer Dauer so zweifelhaften Einnahmen, wie sie aus der lex Haens fließen.

Nach einem Schlußwort des Stadto. Jmer, der sich gegen die vielfach persönlichen Angriffe des Stadtverordneten Dr. Meyer wendet, schreitet man zur namentlichen Abstimmung. Mit 81 gegen 13 Stimmen — die der Bürger- und der Arbeiterpartei — wird der Antrag Langerhans angenommen und hiermit der Antrag Jmer erledigt.

entlang bietet eine vollständige Revue über die Modesarbeiten von gestern, heute und morgen. Kate-Greenway-Hüte, mit Figuren bemalte Roben, Taillen à la Louis XV., fünfundsiebzig Toiletten pro Person mit täglich sechs-maligem Wechsel, die Babelstämme nicht gerechnet. Da wählt man, um hervorzutreten, die letzten Farben: „Punschstamme“, „blondes Bier“, „geschmolzenes Gold“, „Pinseltose“, „Rosenblut“, „Titanrot“, „Geranium“, „Ehrenlegion“, — wer zählte all die Nuancen auf! Abends schmücken „milchiger Bernstein“, „Perlmutterweiß“ die schönen Tänzerinnen, die eine Ehre drein setzen, an Dekolletierung der schaumstiegegen Göttin es möglichst gleich zu thun.

Da das Damenbad vom Herrenbad meist nicht oder nur unvollkommen getrennt ist, entfaltet sich ein lebhaftes Koletieren. Da erscheinen einzelne Damen in den buntesten, letzten Trachten. Die Mehrzahl tritt mit koletiert geschnittenen Anzügen auf, die mit Kornblumen aus rohem Kaschmir oder mit weißen Ätern auf Marineblau verziert sind und durch blumenüberfüllte Polohamahüte vervollständigt werden. Herren in Flanellhosen und breiten, formlosen Filzhüten schließen sich dem allgemeinen Karneval würdig an und selbst die Kinder theilnehmen sich, wohl eingedrillt, an der närrischen Maskerade. Nur das ganz kleine Volk entschläft dem Rodezwang, obgleich auch unter diesen Viele als Matrosen, Bogen und Militärs verkleidet sind; doch nur zur Hälfte, da die Bringen unverkennbar sind. Mit Schippen und Eimerchen läuft das Volklein über den Strand, läßt die Wellen über die nackten Füßchen rollen und athmet monnevoll die vom Ocean her wehende Brise. Ihnen gehört der Sand, in dem sie Gräben schaufeln, Bastien errichten, Muscheln als Panzerung anlegen und Fährchen aufspalten. Herausfordernd nähern sich die beiden Lager mit ihren Eibarbetten: hier die big-topfigen kleinen Patrioten Frankreichs, dort die selbstbewußten, hartnäckigen Engländer. Doch schnell schlichtet das Meer den Streit, indem es mit einem Wellenschlag Tricolore und britische Flagge hinwegspült.

Dito Rife.
(„Pariser Bilder.“)

Es folgt die Beratung des Antrages des Stadtverordneten Zugauer und Genossen betreffend die Einsetzung eines Gewerbe-Schiedsgerichtes.

Hierzu hat der Stadto. Gehrt den Antrag gestellt, einer gemischten Deputation von 15 Mitgliedern (10 Mitglieder der Stadtverordneten-Versammlung und 5 Magistrats-Deputierte) die Prüfung der Angelegenheit zu übertragen.

Stadto. Zugauer: Wenn ich der Versammlung meinen Antrag unterbreite habe, geschah es nicht, um nach außen hin Propaganda zu machen, sondern weil diese Frage schon vielfach die Bürgerschaft beschäftigt hat. Nicht allein die Arbeiter, sondern auch die Arbeitgeber sind dieser Frage näher getreten, selbst die Räte haben sie für zeitgemäß gehalten. Wir verlangen auch für die Berliner industrielle Bevölkerung keine Ausnahmevergünstigung. Die Einrichtung hat sich vielmehr bereits in vielen Städten glänzend bewährt. Der Magistrat von Nürnberg hat ausdrücklich anerkannt, daß die Resultate des dortigen Gewerbe-Schiedsgerichtes nur die besten gewesen seien und hat sich lobend über die Wirkung und über die Thätigkeit dieses Gerichtes ausgesprochen. Der § 120a der Gewerbeordnung giebt jeder Kommune das Recht, ein Gewerbe-Schiedsgericht einzurichten; ich bedauere nur, daß dieser Paragraph es nicht direkt jeder Kommune zu Pflicht macht, sondern es ihrem Ermessen überläßt. In Berlin werden die gewerblichen Streitigkeiten zwischen Arbeiter und Arbeitgeber ohne Hinzuziehen von Fachleuten durch die Gewerbe-Deputation des Magistrats entschieden. Das ist gewiß ein großer Uebelstand, denn man wird zugeben müssen, daß ein Arbeiter weit leichter seine Klagen begründen und weit leichter sich verständlich machen kann, wenn er sich einem Kollegen gegenüber befindet. Das beweisen vor allem die Fälle, in denen sich Kläger und Beklagter nicht mit der Entscheidung der Gewerbe-Deputation beruhigt haben, sondern sich an die nächste Instanz an das lgl. Amtsgericht wendeten. 7010 Klagen kamen im Etatsjahr 83/84 vor der Berliner Gewerbe-Deputation zur Verhandlung. Von diesen wurden 1913 durch kontradiktorisches Resoluit der Gewerbe-Deputation entschieden. Gegen dieses Resoluit wurde in 371 Fällen der Berufsweg beim lgl. Amtsgericht beschritten. Vom Amtsgericht wurde nur in 175 Fällen die erste Entscheidung bestätigt. Eine verhältnismäßig große Anzahl Klagen hat also zu einem anderen Resultat geführt. Aus dem Bericht der Gewerbe-Deputation ist leider nicht zu ersehen, in wie vielen Fällen das Urtheil zu Gunsten der Arbeiter und wie oft zu Gunsten der Arbeitgeber geändert wurde. Nun hat aber ein biesiger Fachvater, dessen Mitglied ich bin, und der seinen Mitgliedern unentgeltlichen Rechtsrat gewährt, in 1 1/2 Jahren 16 Prozesse gewerblicher Natur für seine Mitglieder geführt. Von 12 Berufungen, und die beim lgl. Amtsgericht eingereicht wurden, wurden 7 zu Gunsten der klagenden Arbeiter, 5 zu Gunsten der Arbeitgeber entschieden und 2 sind noch nicht erledigt worden. Die weitverbreitete Ansicht der Arbeiter ist also gerechtfertigt, daß sie vor dem lgl. Amtsgerichte eher zu ihrem Rechte kommen, als vor der Gewerbe-Deputation des Magistrats. Sie empfinden die bestehende Einrichtung als einen Druck, als eine Bevormundung, und sie würden sich freuen, wenn sie von diesem Druck erlöst würden. Sie, m. H., haben so oft das Recht der kommunalen Selbstverwaltung als ein hohes Gut gepriesen, gewährt Sie dieses Recht der Selbstbestimmung und der Selbstentscheidung auch dem Arbeiter in seinen gewerblichen Streitigkeiten. Ich bitte Sie, nehmen Sie meinen Antrag an.

Stadtsyndikus Oberly: Der Magistrat hat sich über diesen Antrag noch nicht schlüssig machen können, da er erst am Montag eingereicht worden ist. Jedenfalls steht er aber der Sache sympathisch gegenüber und er ist sich bewußt, daß die bestehende Einrichtung aus schließlich getroffen wurde. Allerdings müßte die Ausführbarkeit des Vorschlages erst nachgewiesen werden, und wenn derselbe in einer gemischten Deputation beraten werden sollte, habe der Magistrat nichts dagegen einzuwenden. Aus den Zahlen, welche Herr Stadtverordneter Zugauer anführte, siehe ich allerdings das entgegengesetzte Resultat; auch beweist die Thatsache, daß sich das gewerbliche Schiedsgericht in anderen Städten bewährt hat, noch nicht, daß es sich in Berlin bewähren wird. Jedenfalls wird es bei der Ausdehnung der Stadt hier anders eingerichtet werden müssen, als in den anderen Städten, welche die Einrichtung bereits getroffen haben.

Hierauf wird der Antrag Gehrt angenommen und der Vorsitzende stellt mit, daß die Wahl der 10 Mitglieder zur gemischten Deputation am nächsten Donnerstag durch die Abtheilungen vollzogen werden wird. — Debatteles wird hierauf die Skizze zum Neubau eines Feuerweh-Redendepots in der Reichensbergerstraße genehmigt.

Desgleichen die Vorlage betreffend die Skizze zum Neubau eines Todtengräberhauses auf dem Gemeinde-Friedhof zu Friedrichsfelde.

Die Vorlagen betreffend die Skizze zu einem Erweiterungsbaue der 21./24. Gemeindefchule, Neue Friedrichstraße 52, und betreffend die Festlegung von Baufluchtlinien für die Kochstraße wurden auf Antrag des Stadtverordneten Solon, nachdem der Stadtschulrath Dextram sich damit einverstanden erklärte, einem Ausschuss von 15 Mitgliedern überwiesen.

Sinevstanden erklärt sich die Versammlung damit, daß von dem an der Ecke der Insel- und Wallstraße gelegenen städtischen Grundstück die auf dem beiliegenden Situationspläne mit den Buchstaben b g h o b umschriebene Parzelle von rund 38 Quadratmetern dem Maurermeister J. G. r u n d hier selbst übereignet und demselben die Summe von 18000 M. gezahlt werde, unter der Verpflichtung des G r u n d, daß er das von seinem Grundstück Wallstr. 39 zur Verbreiterung dieser Straße erforderliche Terrain von rund 128 Quadratmetern der Stadtgemeinde übereignet.

Debatteles genehmigt wird die Abänderung des Statuts der Friedrich-Wilhelms-Stiftung nach dem Vorschlage des Magistrats und ebenso die Verwendung einer bei Treptow d. N. gelegenen Wiese zur Erweiterung der städtischen Parkanlagen.

Zur Kenntnignahme gelangt noch, daß der Magistrat dem Beschlusse der Versammlung betreffend die Geheimhaltung der in geheimer Sitzung verhandelten Angelegenheiten, seine Zustimmung erteilt hat.

Schluß 8 1/2 Uhr.

lokales.

Einer Statistik über die im Jahre 1884 in Berlin vorgenommenen Verhaftungen sind folgende Daten entnommen: 4091 Personen sind von dem Berliner Kriminal-Kommissariat im Laufe des Jahres 1884 zur Untersuchung gebracht worden, darunter 1769 Männer, 511 Weiber und 18 Kinder wegen Diebstahl, 322 Männer und 48 Weiber wegen Unterschlagung, 164 Männer und 53 Weiber wegen Betrug, 109 Männer und 43 Weiber wegen Hehlerei, 100 Männer und 1 Weib wegen Sittlichkeitsverbrechen, 88 Männer und 4 Weiber wegen Urkundenfälschung, 280 Männer und 26 Weiber wegen Widerstandes gegen Beamte, 117 Männer und 5 Weiber wegen Körperverletzung. Im Jahre 1884 sind 111 Personen mehr als im Jahre 1883 verhaftet worden. Unter den 4091 festgenommenen Personen befanden sich anscheinend „den besseren Ständen“ angehörend: 1 Baderstallbesitzer, 7 Beamte, 13 Bildhauer, 3 Bankiers, 1 Kandidat jur., 2 Doktoren der Philosophie, 1 Doktor med., 1 Direktor, 1 Diakon, 1 Fleischhauer, 1 Forstpraktikant, 1 Gerichts-Aktuar, 1 Gymnastik, 1 Journalist, 1 Redakteur, 2 Lehrer, 1 Radmeister, 4 Postgehilfen, 1 Pfarrer, 1 Rentier. — Wir haben neulich hier gesagt, wie wir über die sogenannten „besseren Stände“ denken.

Daß dieselben in der angeführten Statistik anscheinend mit kleineren Zahlen vertreten sind, liegt erstens einmal daran, daß zu den „besseren“ Ständen überhaupt wenige Menschen gehören und daß es diesen verhältnismäßig viel häufiger gelingt, sich den Folgen irgend eines Verfalls zu entziehen.

Der Herr Stadtverordnete Schlegnitz veröffentlicht in der „Volls. Sta.“ das Folgende: Berlin, 2. Juni. An die Redaktion der „Volls. Zeitung“. Eine geehrte Redaktion bitte ich um Aufnahme des folgenden: Da Ihre gestrige Notiz, dahingehend, daß die sozialdemokratischen Stadtverordneten einen Antrag auf gewerbliche Schiedsgerichte eingereicht hätten, bei Manchem zu der irrigen Anschauung führen könnte, als ob ich zu den sozialdemokratischen Stadtverordneten gehörte, will mich Name mit unter dem Antrag steht, so sehe ich mich veranlaßt zur Klarstellung der Sache, und nicht etwa, weil ich die Sozialdemokratie zur sozialdemokratischen Partei so ipso als eine Leidenschaft aufweist, Ihnen mitzutheilen, daß ich kurz nach der Ausweisung von Gwald und damit durch diese Ausweisung nicht der bislang durch fünf Stimmen vertretenen Partei der Rund für einen selbstständigen Antrag geschlossen wurde, den übrig gebliebenen vier sozialdemokratischen Stadtverordneten Vollmacht gegeben habe, meinen Namen als fünften unter ihm etwaigen Anträge zu setzen, so lange Gwald's Verbannung dauert. Von dieser Vollmacht haben die Herren in ganz korrekter Weise Gebrauch gemacht, und so kommt es, daß mein Name unter dem Antrage steht, ohne daß ich von der Existenz dieses Antrages Kenntnis hatte. Ernst Schlegnitz, Stadtverordneter.

Einen erheblichen Mißstand in unserer Straßenreinigung bildet, wie der Post geistert den wird, das Beistrengen zu einer Zeit, wo gerade die meisten Arbeitshandwerke unterweg sind. Die asphaltierten Straßen werden buchstäblich unter Wasser gesetzt, und die Pferde, wenn sie noch so fest im Bügel gehalten werden, stürzen, als ob sie Glätte passiren. Wir haben uns früh gegen 8 1/2 Uhr auf der Straße von der Potsdamer Vorstadt nach dem Thiergarten begeben, um die dortigen Straßen zu sehen. Das ist die Straße zweimal des Tages geputzt werden müssen, unterliegt keinem Zweifel; weshalb wählt man aber hierzu nicht die Zeit um 6 Uhr Morgens und 1 Uhr Mittags, so daß wenn die Arbeitshandwerke ihre Tour antreten, dies ohne Gefahr für die Pferde geschehen kann?

Berliner Aylverein für Obdachlose. Im verfloßenen Monat Mai nächstigen im Männerzahl 9276 Personen, davon badeten 1932 Personen; im Frauenzahl 1291 Personen, davon badeten 173 Personen. Im Mai v. J. nächstigen im Männerzahl 9069 Personen, davon badeten 1804 Personen, und im Frauenzahl 1306 Personen, davon badeten 159 Personen.

Die Zahl der aus dem Zentral-Viehhof geführten Thiere hat im Mai v. J. gegenüber dem Mai des vorigen Jahres eine ungewöhnliche Steigerung erfahren; sie beträgt 5000 Thiere oder 11 pCt. mehr. Die gewöhnliche Steigerung findet bei den Schweinen statt, außerordentlich ist die Steigerung bei den Ochsen, im diesjährigen Mai mehr als im vorjährigen.

b. Die neue Zeitung Engen Richter's wird vom 1. September ab erscheinen und den Titel „Freiwillige Zeitung“ führen. Als Ober-Redakteur wird der Abgeordnete Bartsch fungiren. Das Blatt soll hauptsächlich ein politisches Organ werden, und es wird deshalb dem lokalen Theil und dem Feuilleton nur einen bescheidenen Raum widmen.

Neubau der Berliner Waarenbörsen. Nachdem die Verhandlungen über den Neubau der Berliner Waarenbörsen zum Abschluß gelangt sind, wird der Bau nunmehr in nächster Zeit auf dem Terrain vis-à-vis der Börse, von der Borsig zur Heiliggeiststraße, in Angriff genommen werden. Mit dem Abbruch der alten Gebäude auf dem genannten Terrain wird heute begonnen.

g. Vorfall. Gestern Mittag gegen 12 Uhr fiel in der Alexanderstraße wiederum der Führer eines Arbeitshandwerkes, welcher durch die übermäßig große Hitze auf dem Kopf eingeschlafen war, vom Wagen und zwar derartig, daß der Wagen über ihn hinwegging, ohne aber von den Rädern verletzt zu werden. Dieser Fall veranlaßt uns zu der Warnung, beim Führen eines Gefährtes unbedingt gegen ein Einschlagen zu kämpfen, da die Folgen eines wie oben mitgetheilten Vorfalls ganz unebenbar sind.

R. Einem eigenartigen Besuch in Gestalt eines Italieners (Monedula turrium) erhielt vorgestern ein in der Rastanien-Allee wohnender Student der Medizin. Das Thierchen, welches anscheinend von einem Cabriot verfolgt wurde, hatte in der Angst den Weg durch das offene Fenster in das Zimmer genommen. Bei näherer Besichtigung wurde der Besuch machte der Student die interessante Entdeckung, daß das linke Bein mit einem stark oxydirten Ringe versehen war, der die Jahreszahl 1888 trug. Eine gravirte Inschrift konnte man nicht mehr zu entziffern.

8000 Liter Spiritus getrieben vorgestern Nachmittag an dem Rangir-Bahnhof bei Kummelsburg, während der Abfahrt mit dem sie befördert werden sollten, dort hielt, aus unbekannt noch unaufgeklärten Ursachen in Brand. Schnell hatten die anwesenden Bahnbeamten den betreffenden Wagen zum Auslösen und brachten ihn aus der Nähe des bedrohten Zugendes mächtigen Feuerschein hin eilte die freiwillige Feuerwehr aus Lichtenberg herbei, ohne jedoch eingreifen zu können. Der Wagen sowie die Ladung wurden bis auf die Aschen und die eisernen Tonnenbänder vollständig ein Raub der Flammen. Sogar die Schienen, auf denen der Wagen stand, wurden durch die Hitze verbogen und ein großer Theil der unterliegenden Holzschwellen wurde von dem brennenden Spiritus entzündet.

Von dem bei der Strompolizei kommandirten Schuttmann 12 wurde vorgestern Abend gegen 8 Uhr ein Mann in dem Augenblick ergriffen, als er sich von der Fennschleife in den Berlin-Spandauer Schiffsfahrkanal stürzen wollte. Der fähig tom ein Arbeiter W. hinzu und erklärte, er habe den selben Mann schon des Morgens bei dem Petroleum-Lagerhaus aus dem Wasser gezogen, was auch durch die noch nachher Kleider des Verunglückten bestätigt wurde. Da derselbe vollständig entkräftet und krank zu sein schien, wurde er mittels Droschke zur Königl. Charité befördert.

Belles-Alliance-Theater. Seitdem hat die Direktion einen so außerordentlichen Erfolg mit ihren Sommer-Arrangements erzielt, als in dieser Saison. Während Herr G. Thomas im Theater mit dem Rosen-„Deficit“ allabendlich bei dem fast ausverkauften Hause wahre Vachstüme heranzubringen ist im herrlichen Sommergarten außer den allbekannten Herren Schmutz und Rayer die sogenannten „Kafformo-Mantel“, die „Patriotiker“ und Signor Alessandro Mantel die in den Zwischenpausen und nach der Vorstellung zu lauten Verfalls-Jubel das Publikum veranlassen.

Polizei-Bericht. Am 3. d. M. Morgens wurde ein Mann in seiner Wohnung, in der Sebastianstraße, und am Nachmittag desselben Tages eine Frau in ihrer Wohnung in der Invaldenstraße, erhängt aufgefunden. Beide Personen wurden nach dem Obduktionshause gebracht. — Am demselben Tage Morgens stürzte der Raurergeselle Rühl, als er gemeinschaftlich mit einem Anderen auf dem Dache eines auf dem Grundstück Bringen-Allee 75 neu erbauten Kesselhauses ein Giebelstück rückwärtsgehend fortstürzte, durch eine Oberkante des Daches etwa 5 Meter tief auf den Fußboden hinunter und erlitt dadurch einen Bruch des linken Handgelenks und einen Schenkelbruch. Er wurde mittels Droschke nach dem Obduktionshause gebracht. Am 3. d. M. Morgens wurde ein Mädchen in ihrer Wohnung in der Langestraße, gewöhnlich in Folge Geisteskrankheit, mittels Scherenschnitts getödtet wurde nach dem Obduktionshause gebracht. Am 3. d.

